

Joyce Carol Oates
Über Boxen

Joyce Carol Oates

ÜBER BOXEN

Aus dem amerikanischen Englisch
übersetzt von Ursula Locke-Groß
und Andrea Ott

Mit 8 historischen Schwarzweiß-Aufnahmen,
Namens- und Literaturverzeichnis

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

Für die, die kämpfen ...

ÜBER BOXEN

*Es ist ein schrecklicher Sport, aber es ist ein Sport ...
Der Kampf ist ein Kampf ums Überleben.*

Rocky Graziano,
ehemaliger Weltmeister im Mittelgewicht

Die beiden jungen Weltergewichts-Boxer sind einander so ähnlich wie Zwillinge, obwohl der eine die helle Haut der Rothaarigen hat und der andere dunkel ist, ein hispanischer Typ. Sie umkreisen sich im Ring, unter dem grellen Scheinwerferlicht, versuchen Jabs, unsichere linke Haken, rechte Cross-Schläge, die den Gegner nur streifen oder gar in der Luft landen. Wie an den anderen herankommen? Wie sich einen Vorteil verschaffen? Einen Punkt gewinnen? Einen Treffer landen? Sie scheinen alles vergessen zu haben, worauf sie trainiert wurden, und die Zuschauermenge im Madison Square Garden wird immer lauter, Spott kommt auf, Ungeduld. Die Zeit läuft ihnen davon.

«Was soll das da unten – seit wann boxen die, seit heute Morgen?», sagt ein Mann hinter mir voller Verachtung. (Er ist dunkel, elegant gekleidet, gut getrimmt)

ter Schnurrbart, getönte Brille. Ein Kenner. Er weiß alles. Zwei Stunden später wird er «Tommy! Tommy! Tommy!» brüllen, immer wieder, wie von Sinnen vor Verzweiflung, während auf dem riesigen Fernsehschirm, der über dem Ring hängt, Marvelous Marvin Hagler, Meister im Mittelgewicht, seinen ungestümen Herausforderer Thomas Hearns bewusstlos schlägt.)

Die Spott- und Buhrufe, die Pfiffe, die aus dem riesigen höhlenartigen Raum bis hinauf zu den billigen Zwanzig-Dollar-Plätzen auf den Rängen steigen und von der ständig zirkulierenden Zuschauermasse auf den Gängen ausgehen, das Dunstgemisch aus Würstchen, Bier, Zigaretten-, Zigarrenrauch und Pomade – all das erreicht die jungen Weltergewichtler. Aber sie sind für die Spanne ihres vergeblichen Kampfes verzweifelt aneinandergeschweißt – sie umkreisen einander, «tänzeln», Jabs, Schwinger, sie gehen in den Clinch – jetzt eine schwirrende Folge leichter Schläge, unbeholfene Beinarbeit, ein weiterer schwitzender, stolpernder, zu nichts führender Clinch, der eine erneute Welle von Spott hervorruft, während der Ringrichter sie trennt. Warum sind sie ausgerechnet hier im Madison Square Garden, Anfänger, die sichtlich ihren ersten professionellen Kampf hinter sich bringen? Keiner will den anderen verletzen – sie sind nicht wütend aufeinander.

Als am Ende der vierten, letzten Runde der Gong ertönt, buht die Menge ein wenig lauter. Der kleine Hispanier, gelbe Seidenshorts, feuchtes, krauses langes Haar, läuft in seiner Ringecke mit erhobener Faust umher – die Geste richtet sich nicht gegen die lauter werdenden Buhrufe, es sieht nicht so aus, als ob er sie

hören würde. Er kopiert die Geste, er hat sie bei älteren Boxern gesehen, er sagt damit: «Ich bin da, ich habe es geschafft, ich habe es tatsächlich geschafft».

Als das Ergebnis verkündet wird, verstärkt sich der Spott der Menge. «Raus aus dem Ring!» – «Arschlöcher!» – «Geht nach Hause!» Verächtliches männliches Gelächter folgt den Jungen, als sie, in ihre Frotteemäntel gehüllt, den Gang hinaufgehen, Handtücher überm Kopf, schwitzend, atemlos. Warum in aller Welt glaubten ausgerechnet diese beiden, sie seien Boxer?

Wie können Sie an einem so brutalen Sport Gefallen finden, fragen die Leute mich manchmal.

Oder sie fragen ganz bewusst nicht.

Die Frage ist zu komplex, um eine einfache Antwort darauf zu geben. Jedenfalls finde ich am Boxen nicht im üblichen Sinn des Wortes «Gefallen», habe es noch nie gefunden; außerdem ist Boxen nicht immer «brutal»; und für mich ist es kein «Sport».

Ich kann Boxen auch nicht mit literarischen Begriffen fassen, ich sehe es nicht als Metapher, die für etwas anderes steht. Niemand, dessen Interesse, wie das meine, in der Kindheit erwachte – es wurde geweckt, weil mein Vater sich dafür interessierte –, wird Boxen je als ein Symbol begreifen können: als ob seine Einzigartigkeit ein bloßes Kürzel wäre, ein ikonografischer Hinweis. Das Leben dagegen als Metapher für das Boxen wäre eine mögliche Vorstellung – Metapher für einen dieser Kämpfe, die nicht enden wollen, Runde folgt auf Runde, Stöße, verfehlte Schläge, Clinch, keine Entscheidung, wieder und wieder der Gong, wieder und wieder der

Gegner, der dir so gleicht, dass du die Augen nicht davor verschließen kannst, dass du selbst dein Gegner bist: Und warum dieser Kampf auf erhöhter Plattform, von Seilen eingeschlossen wie in einen Pferch, unter heißem, brutalem, mitleidlosem Scheinwerferlicht, im Angesicht einer ungeduldigen Menge? Diese Art von höllischer Metapher, wie Schriftsteller sie kennen – es wäre vorstellbar. Das Leben gleicht dem Boxen in vielen beunruhigenden Beziehungen. Aber Boxen gleicht nur sich selbst.

Fünfhundert Boxkämpfe, die man gesehen hat, sind fünfhundert verschiedene Boxkämpfe, doch selbst diese auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen – und den gibt es sicherlich –, interessiert niemanden. «Wenn die Hostie nur ein Symbol ist», sagte die katholische Schriftstellerin Flannery O'Connor einmal, «dann zum Teufel damit.»

Ich bin ein Kämpfer, und ich habe nichts anderes im Kopf; ich denke daran, wenn ich herumlaufe, wenn ich rede, immer.

Aber ich versuche, es mir nicht anmerken zu lassen.

Marvelous Marvin Hagler,
Weltmeister im Mittelgewicht

Man kann Boxer mit Tänzern vergleichen: Beide «sind» Körper und nichts anderes. Und diese Körper gewinnen ihre Identität, indem sie in eine bestimmte Gewichtsklasse eingeordnet werden:¹

Schwergewicht	über 90,781 kg
Cruisergewicht	bis 90,781 kg
Halbschwergewicht	bis 79,378 kg
Mittelgewicht	bis 72,574 kg
Junior-Mittelgewicht	bis 69,853 kg
Weltergewicht	bis 66,678 kg
Junior-Weltergewicht	bis 63,503 kg
Leichtgewicht	bis 61,235 kg
Junior-Leichtgewicht	bis 58,967 kg
Federgewicht	bis 57,153 kg
Junior-Federgewicht	bis 55,225 kg
Bantamgewicht	bis 53,525 kg
Fliegengewicht	bis 50,802 kg

Obwohl die alte Weisheit, dass ein guter schwerer Boxer einen guten leichten Boxer immer schlagen werde, viele Male widerlegt worden ist (in jüngster Zeit erst von Michael Spinks bei seinem Sieg über Larry Holmes), ist es doch die Regel, dass sich ein Boxer ernste Schwierigkeiten einhandelt, wenn er nicht in seiner Gewichtsklasse kämpft: Er kann «aufsteigen», aber mit größter Wahrscheinlichkeit ist seine Schlagkraft dann nicht mehr dieselbe. Während man es früher mit den Gewichtsunterschieden bei Boxern nicht so genau nahm (und das Boxen damit ein Spiegel des menschlichen Lebens mit seinen ungleichen Kämpfen war), haben Promoter und Kommissionen inzwischen eine wahrhaft byzantinische Gewichtshierarchie geschaffen. Theoretisch sollen diese ausgetüftelten Gewichtsklassen verhindern, dass ungleichwertige Gegner aufeinandertreffen; in der Praxis wirkt sich das aber, zum Glück für

die Boxer, so aus, dass es mehrere Meistertitel zu gewinnen gibt, was natürlich ein lukratives Geschäft ist. So versuchen ehrgeizige Boxer heute nicht mehr, nur einen Meistertitel zu gewinnen, sie versuchen, berühmt zu werden – unsterblich. Sie streben Titel der verschiedensten Gewichtsklassen an – wie Sugar Ray Robinson (Weltmeister im Weltergewicht und Mittelgewicht, der vergeblich versuchte, Joey Maxim den Titel im Halbschwergewicht streitig zu machen) oder Roberto Durán (Weltmeister im Leichtgewicht, Weltergewicht und Junior-Mittelgewicht, der ebenfalls ohne Erfolg versuchte, einen Fuß ins Mittelgewicht zu bekommen)² und Alexis Arguello (Weltmeister im Federgewicht, Junior-Leichtgewicht und Leichtgewicht, der hoffte, einen Junior-Weltergewichtstitel zu gewinnen, bevor er sich kürzlich aus dem Boxsport zurückzog).

Es ist vorgekommen, dass Boxer, um eine bestimmte Gewichtsklasse zu erreichen, bis kurz vor dem Kampf gefastet und sich härtestem Training unterworfen haben – sie riskieren damit schwerste Verletzungen im Ring. So wie unlängst der WBA-Bantamgewichtschampion Richie Sandoval, der in sehr kurzer Zeit fünf Kilo abnahm und in dem Match gegen Gaby Canizales im März 1986 deshalb fast getötet wurde. Als Michael Spinks im September 1985 in die Boxgeschichte einging, weil er als erster Halbschwergewichtler den Schwergewichtstitel gewann, galt die Aufmerksamkeit der Medien im gleichen Maße Spinks' Körper wie seiner Boxkunst. Denn Spinks hatte eine körperliche *tour de force* hinter sich, und zwar erfolgreich: Mit Hilfe seines Trainers und eines Ernährungsspezialisten hatte er seinen Körper in

den eines echten Schwergewichtlers verwandelt. Er wog neunzig Kilogramm, und das waren solide Muskeln. Es spielte keine Rolle, dass sein Gegner Larry Holmes an die zehn Kilogramm schwerer war, denn Spinks hatte nicht einfach zugenommen, er hatte einen «neuen» Körper. Und er bewahrte sich diesen erstaunlichen neuen Körper und verteidigte seinen Titel in einem zweiten Kampf gegen Holmes, den er ebenfalls gewann. Weiter kann Boxfanatismus schwerlich gehen.

«Warum sind Sie Boxer?», wurde der irische Federgewichtschampion Barry McGuigan einmal gefragt. Er antwortete: «Weil ich kein Dichter bin. Ich kann keine Geschichten erzählen ...»

Jeder Boxkampf ist eine Geschichte – ein einzigartiges und bis zum Äußersten verdichtetes Drama ohne Worte. Vielleicht geschieht nichts Sensationelles: Dann ist das Drama «rein» psychologischer Natur. Boxer setzen eine Art absoluter Erfahrung in die Welt, die öffentliche Darstellung äußerster Grenzen.

Am Ende kennt der Boxer, besser als irgendein anderer Mensch es je von sich weiß, seine körperlichen und psychischen Kräfte – er weiß, wozu er fähig ist und wozu nicht. Wenn er halb nackt den Ring betritt und sein Leben aufs Spiel setzt, macht er seine Zuschauer zu Voyeuren: Boxen ist unsagbar intim. Es bedeutet, den gesunden Menschenverstand hinter sich zu lassen und sich auf eine andere Bewusstseinsebene zu begeben, die zu benennen schwierig ist. Es bedeutet, Agonie in Kauf

zu nehmen, ein Begriff, dessen Wurzel das griechische Wort *agon* ist: Kampf.

Im Ring gibt es zwei Hauptakteure, die ein dritter, schattenhafter Mitspieler überwacht. Das zeremonielle Ertönen des Gongs versetzt die Boxer wie die Zuschauer in einen Zustand höchster Wachheit. Von da an unterliegt, was sich abspielt, zusätzlich dem Gesetz der ablaufenden Zeit.

Ein Boxer bringt alles in den Kampf ein, was er ist, und alles wird sich erbarmungslos zeigen, auch das Geheimste, was nicht einmal er selbst über sich weiß: sein Körper-Ich, seine Männlichkeit, könnte man sagen, die «Schicht» unter seinem «Ich». Es gibt Boxer mit einer so außergewöhnlichen Intuition, mit einer fast unheimlichen Vorahnung, dass sich der Eindruck vermittelt, sie erlebten einen Kampf in einer Art Déjà-vu und nicht hier und jetzt vor unseren Augen. Und es gibt Boxer, die versiert, aber mechanisch kämpfen und so den Änderungen in der Strategie des Gegners nichts Eigenes entgegenzusetzen haben. Es gibt Boxer auf dem Höhepunkt ihres Könnens, die mitten im Kampf erkennen, dass sie verlieren werden. Es gibt Boxer – Weltmeister –, deren Karriere abrupt und unwiderruflich unter den Augen der Zuschauer endet. Und es gab zumindest einen Boxer, der eine außerordentliche und beunruhigende Wahrnehmungsfähigkeit besaß, mit der er nicht allein jeden gegnerischen Zug voraussah, sondern die leisesten Stimmungsumschwünge des Publikums spürte, für die er sich sichtlich persönlich verantwortlich fühlte – die Rede ist natürlich von Cassius Clay alias Muhammad Ali. «Die süße Kunst zu verletzen»³ ist ein Hohelied auf den männ-

lichen Körper, auch wenn es die manchmal tragischen, manchmal nur schmerzlichen Grenzen des Körperlichen dramatisch aufzeigt. Obwohl männliche Zuschauer sich mit Boxern identifizieren, verhält sich kein Boxer, sobald er im Ring ist, je wie ein «normaler» Mann, und keine Kombination von Schlägen ist «natürlich». Alles ist Stil.

«Jede Begabung muss sich kämpfend entfalten», sagt Nietzsche über die hellenische Zeit,⁴ die eine Zeit des «Wettkampfs» war – nicht nur des athletischen, sondern des Wettkampfs als einer von vielen Formen der Erziehung, die den jungen Griechen zum Bürger machen sollte. Ohne die wilde Verbissenheit des Wettbewerbs, die «Neid, Eifersucht und wettkämpfenden Ehrgeiz» bewusst mit einschloss, entartete der hellenische Staat wie der hellenische Mensch. Der Tod ist das Risiko, aber er ist auch der Lohn – für den, der gewinnt.

Im Ring ist der Tod, selbst in unserer sehr viel humameren Zeit, immer gegenwärtig – weshalb manche Zuschauer es vorziehen, sich Kämpfe im Film oder als Video anzusehen, wenn sie vorbei, Geschichte geworden sind oder, in manchen Fällen, Kunst. (Ich habe mir allerdings, als ich für diesen mosaikartigen Essay recherchierte, Videos von zwei berüchtigten tödlichen Kämpfen der jüngsten Zeit angesehen: den Kampf zwischen den Bantamgewichteten Lupe Pintor und Johnny Owen 1980 und den Kampf im Leichtgewicht zwischen Ray Mancini und Duk Koo Kim 1982. In beiden Fällen starben die Boxer an den Folgen ihrer erstaunlichen Zähigkeit, ihrer scheinbaren Unermüdbarkeit – ihres «Herzens», wie man in Boxerkreisen sagt.) In der Regel ist der Tod im Ring aber höchst unwahrscheinlich; eine

rein statistische Möglichkeit, die mit der gleichen Wahrscheinlichkeit eintritt wie der Autounfall, in den man morgen verwickelt werden kann, das Flugzeugunglück, das im nächsten Monat eine Schlagzeile beansprucht, oder der außergewöhnliche Zufall, dass man die Treppe hinunterfällt, in der Badewanne verunglückt, sich einen Schädelbasisbruch und eine Gehirnblutung zuzieht.

Von Zuschauern solcher «Todeskämpfe» hört man später häufig, dass das, was geschah, irgendwie selbstverständlich abzulaufen schien – unvorhersehbar, in gewissem Sinne zufällig. Erst im Nachhinein scheint der Tod unvermeidlich.

Vergleicht man einen Boxkampf mit einer Geschichte, so ist es eine unberechenbare Geschichte; alles kann passieren. Und das in Sekundenschnelle. Im Bruchteil von Sekunden! (Muhammad Ali brüstete sich, dass er einen Treffer schneller landen könne, als mit dem bloßen Auge zu verfolgen sei, und vielleicht hatte er recht.) In keinem anderen Sport geschieht so viel in einer so kurzen Zeitspanne – und so Unwiderrufliches.

Ein Boxkampf ist eine Geschichte ohne Worte, was aber nicht heißt, dass er keinen Text oder keine Sprache besitzt, dass er «roh», «primitiv» oder «unartikuliert» ist; nur entsteht der Text während des Geschehens, seine Sprache ist ein höchst kunstvoller Dialog zwischen den beiden Boxern (man könnte sagen, dass es ein sowohl neurologischer wie psychologischer Dialog ist, ein Dialog der Reflexe, der sich in Sekundenbruchteilen abspielt), eine Reaktion auf den geheimnisvollen Wunsch des Publikums, dass die Qualität des Kampfes die Rohheit der Begleitumstände – Ring, Lichter, Seile,

befleckter Boden, die starrende Menge selbst – auslöschen, vergessen machen möge. (Wie im Theater oder in der Kirche löscht im Idealfall das, was auf der Bühne oder vorne am Altar geschieht, alles andere aus, transzendiert es.) Kommentatoren des Boxsports versuchen, das wortlose Schauspiel in eine erzählerische Einheit zu fassen, aber Boxen steht eindeutig dem Tanz oder der Musik näher als der Erzählkunst.

Schaut man sich nach einem gewöhnlichen Vorkampf einen der «Jahrhundertkämpfe» wie den zwischen Joe Louis und Billy Conn, Joe Frazier und Muhammad Ali, Thomas Hearns und Marvin Hagler an, dann ist das, wie wenn man, vielleicht mit halbem Ohr, einem wenig ambitionierten Gitarrenspiel zuhört und sich dann einer virtuosen Aufnahme von Bachs «Wohltemperiertem Klavier» zuwendet; aber beim Boxen kommt noch etwas hinzu, was einen guten Teil des Geheimnisses der Geschichte ausmacht: Vieles von dem, was da vor sich geht, geschieht so schnell und mit solch atemberaubender Subtilität, dass der Zuschauer es nicht begreifen kann, er weiß nur, dass es entscheidend und mit Worten nicht zu fassen ist.

*Ich versuche, die Nasenspitze meines Gegners zu treffen,
ich will ihm das Nasenbein ins Gehirn treiben.*

Mike Tyson, Schwergewichtler

Boxen erhebt den Anspruch, dem Leben überlegen zu sein, denn im Idealfall kennt es den Zufall nicht. Nichts geschieht, was nicht bewusst gewollt wird.

Der Boxer trifft in seinem Gegner auf einen Doppelgänger mit verkehrten Vorzeichen: Die eigene Schwäche, die Möglichkeit, zu versagen und ernstlich verletzt zu werden, Fehleinschätzungen während des Kampfes, alles kann als Stärke des anderen gesehen werden. Die Dimensionen der eigenen Persönlichkeit werden dann durch die Selbstbehauptung des anderen bestimmt. Das ist ein Traum oder ein Albtraum: Meine Kraft ist nicht ganz die meine, sie beruht auf der Schwäche des Gegners; für mein Versagen bin ich nicht allein verantwortlich, der Triumph des Gegners hat daran teil. Er ist mein Schatten-Ich, kein bloßer Schatten. Der Boxkampf ist, um Aristoteles' Definition der Tragödie zu zitieren, «eine gute und in sich geschlossene Handlung von bestimmter Größe»,⁵ und als solche bezieht er zwangsläufig beide Gegner mit ein, wie jede Zeremonie alle ihre Teilnehmer umfasst. (Aus diesem Grund kann man zum Beispiel sagen, dass der größte Kampf Muhammad Alis einer der wenigen Kämpfe war, die er verlor – das erste heroische Zusammentreffen mit Frazier.)

Hinter der alten – und mit Sicherheit falschen – Boxerweisheit, die besagt, dass man nicht k. o. geschlagen werden kann, wenn man den Schlag kommen sieht und nicht k. o. geschlagen werden will, steht eine subtile und erschreckende Wahrheit: Was immer dem Boxer im Ring zustößt – und das schließt den Tod, den eigenen Tod, mit ein –, geschieht, weil er selbst es will oder weil sein Wille versagt. Diese Weltsicht geht von einer Vorstellung aus, in der wir nicht nur für das verantwortlich sind, was wir selbst tun, sondern auch für das, was uns angetan wird.

Aus diesem Grund ist Boxen, obwohl es sehr viel mit dem wirklichen Leben zu tun hat, keine Metapher für «das Leben», es ist eine geschlossene, auf sich selbst bezogene Welt, mit nichts zu vergleichen, außer vielleicht mit jenen strengen Religionen, in denen der Mensch sowohl «frei» als auch «determiniert» ist, ausgestattet mit einem Willen, der dem Willen Gottes gleichgestellt ist, und gleichzeitig vollkommen hilflos. Puritanische Sensibilität hätte an einem blutenden Mund oder einem ausgeschlagenen Auge als gerechte Strafe für einen unachtsamen Moment keinen Anstoß genommen.

Die schwierigste Aufgabe eines Trainers soll es sein, einen jungen Boxer dazu zu bringen, aufzustehen und weiterzukämpfen, wenn er zu Boden geschlagen wurde. Denn wenn ein Boxer durch einen Schlag zu Boden gegangen ist, den er nicht kommen sah – was normalerweise der Fall ist –, wie soll er es vermeiden, erneut zusammengeschlagen zu werden? Und wieder? Und wieder? Den Schlag, den man nicht kommen sah, wird man auch in Zukunft vermutlich nicht voraussehen.

Im Ring gibt es keine «Normalität». Sie wäre unerträglich, zutiefst beschämend. Ein «normaler» Mensch hat, wie Spinoza sagt, mit allen lebenden Wesen eines gemeinsam: den Selbsterhaltungstrieb.⁶ Der Boxer muss irgendwie lernen, und kein Nicht-Boxer wird je verstehen, wie, seinen Überlebensinstinkt zu überwinden. Er muss lernen, seine rein menschlichen, animalischen Impulse seinem Willen zu unterwerfen, Impulse, die ihm nicht nur befehlen, den Schmerz, sondern das Unvorhersehbare zu vermeiden. Psychologisch gesehen klingt das wie Zauberei. Levitation. Geistige Gesundheit auf den

Kopf gestellt, «Verrücktheit», die sich als eine höhere und pragmatischere Form von Normalität erweist.

Die Kontrahenten im Ring sind der Zeit unterworfen – nichts ist so verzweifelt lang wie eine harte Dreiminutenrunde –, aber der Kampf selbst ist zeitlos. In einem gewissen Sinn enthält er alle Kämpfe, die je gekämpft wurden, wie in den Boxern, die gerade kämpfen, alle Boxer verkörpert sind. Durch den Film, die Aufnahmen, die Fotografien wird alles schnell zu Geschichte, manchmal sogar zu Kunst.

Die Zeit ist, wie die Möglichkeit, im Ring zu sterben, der unsichtbare Gegner, dessen Anwesenheit für die Boxer – und für die Ringrichter, die Betreuer, die Zuschauer – deutlich spürbar ist. Wenn ein Boxer k.o. geschlagen wurde, heißt das nicht, dass er, wie meist angenommen wird, bewusstlos geschlagen oder disqualifiziert wurde; es heißt, um es poetisch auszudrücken, dass er aus der Zeit hinausgeschlagen wurde. (Solange der Ringrichter bis zehn zählt, herrscht eine Art metaphysische Zwischenzeit, die der Boxer durchdringen muss, wenn er nicht aus der Zeit herausfallen will.) In gewissem Sinn gibt es zwei schroff gegeneinander arbeitende Zeiten: Der Boxer, der auf den Füßen steht, befindet sich *innerhalb der Zeit*, der Boxer, der zu Boden geht, ist *aus der Zeit* gefallen.

Wird er ausgezählt, ist er «tot», in symbolischer Nachahmung einer alten Tradition, nach der er mit großer Wahrscheinlichkeit wirklich nicht mehr am Leben gewesen wäre. (Allerdings behielten sich die raffinierten römischen Zuschauer, wie wir wohl wissen, das Recht vor, über den Todesstoß selbst zu entscheiden.

Der siegreiche Gladiator musste den Befehl von außen abwarten, ehe er seinen Gegner tötete.)

Sieht man Boxen als Sport, so ist es die tragischste aller Sportarten, denn es verschleißt die Begabungen, die es hervorbringt, mehr als jede andere menschliche Aktivität – dieser Verschleiß ist ein wahres Drama. Sich zu verausgaben, um den größten Kampf seines Lebens zu kämpfen, heißt zwangsläufig, sich auf dem Abstieg zu befinden, denn schon der nächste Kampf kann eine Niederlage sein, ein jäher Sturz in den Abgrund. «Ich bin der Größte», sagte Muhammad Ali. «Ich bin der Größte», sagte auch Marvelous Marvin Hagler. «Immer denkt man, dass man gewinnt», sagte der alte Jack Dempsey, «sonst könnte man gar nicht kämpfen» – eine vertrackte Bemerkung. Was für Schläge ein Mann einstecken muss – sein Körper, sein Kopf, sein Durchhaltevermögen –, um auch nur ein einigermaßen guter Boxer zu sein, werden die meisten von uns nie begreifen, denn unsere Vorstellungen von persönlichem Risiko werden größtenteils von unserem eigenen Charakter, von unseren Gefühlen bestimmt. Aber Verschleißerscheinungen zeigen sich bereits bei jungen und noch starken Boxern und werden von den Rivalen, die auf die geringsten Anzeichen von Schwäche warten, genau registriert. (Nachdem der Junior-Weltergewichtschampion Aaron Pryor letztes Jahr einen glanzlosen Kampf gewonnen hatte, sagte ein jüngerer Boxer seiner Gewichtsklasse, den man am Ring interviewte, lächelnd: «Mir läuft das Wasser im Mund zusammen.» Und es gibt das kühne Wort des neunundzwanzigjährigen Billy Costello: «Wenn ich einen alten Dreiunddreißigjährigen nicht schlagen kann,

sollte ich in Pension gehen.» Er sagte es kurz vor seinem Kampf mit Alexis Arguello, der ihn nach ein paar Runden k.o. schlug.)

Innerhalb des Rings läuft die Zeit in eigenartigem «Zeitlupentempo» ab – Amateure boxen nie mehr als drei Runden, und für die meisten sind diese neun Minuten mehr als genug –, aber außerhalb des Rings rast die Zeit. Ein dreißigjähriger Boxer ist nicht mehr jung, jedenfalls nicht im gleichen Sinn wie andere Dreißigjährige; ein Fünfunddreißigjähriger ist alt. (Deshalb war es ein tragischer Fehler, dass Muhammad Ali, nachdem er zum zweiten Mal seinen Weltmeistertitel verloren hatte, mit achtunddreißig Jahren versuchte, Larry Holmes zu schlagen; und Holmes machte Jahre später denselben Fehler, setzte sich sinnlos sowohl schweren Verletzungen wie professionellem Abstieg aus, als er sich dem Halbschwergewichtschampion Michael Spinks stellte. Der Sieg des siebenunddreißigjährigen Jersey Joe Walcott über den dreißigjährigen Ezzard Charles im Kampf um den Titel im Schwergewicht 1951 ist in seiner Art einzigartig. Dasselbe gilt für Archie Moore.) Alle Athleten altern schnell, aber keiner so schnell und so sichtbar wie ein Boxer. Deshalb ist es etwas völlig anderes, große Boxer zu ihrer Zeit gesehen zu haben, da sie Weltmeister waren, als jetzt, da sie nur noch große Namen sind. Jack Johnson, Jack Dempsey, Joe Louis, Sugar Ray Robinson, Rocky Marciano, Muhammad Ali, Joe Frazier – als Zuschauer wissen wir nicht nur, wie ein Kampf, sondern auch, wie eine Karriere endet. Wir sehen nicht nur diese zehn oder fünfzehn Runden, sondern den Verlauf eines ganzen Lebens ...

*Das, was Menschen wertvoll ist,
Währt allerhöchstens einen Tag.
Die Lust treibt ihm die Liebe aus,
Der Pinsel tilgt den Malertraum.
Und Heroldruf, Soldatenschritt
Erschöpfen doch nur Macht und Ruhm:
Denn alles, was die Nacht erhellt,
Kommt aus verharztem Menschenherz.*

William Butler Yeats in
«The Resurrection»⁷

Wenn ich Blut sehe, werde ich zum Stier.

Marvin Hagler

Ich muss Boxen nicht als Sport rechtfertigen, weil ich es nie als Sport gesehen habe.

Boxen hat grundsätzlich nichts Spielerisches, nichts Helles, nichts Gefälliges an sich. In seinen intensivsten Momenten ist es ein so machtvolles Bild des Lebens und all seiner Facetten – Schönheit, Verletzlichkeit und Verzweiflung, unberechenbarer und oft selbstzerstörerischer Mut –, dass es das Leben selbst ist und kaum ein bloßer Sport. Bei einem großen Kampf (zum Beispiel dem ersten von Ali gegen Frazier) sind wir erschütterte Zeugen einer Besinnung des Körpers auf sich selbst mittels eines anderen unnachgiebigen Leibes. Es ist die Zwiesprache des Körpers mit seinem Schatten – oder dem Tod. Andere Sportarten wie Baseball, Football, Basketball sind eindeutig Sport, sie enthalten ein spielerisches Element. Man spielt Football, aber man *spielt* nicht Boxen.

Beobachtet man erwachsene Männer bei irgendeiner Art von Mannschaftssport, wird deutlich, dass sie im wahrsten Sinn des Wortes zu Kindern werden. Aber die elementare Wildheit des Boxens hat nichts mit Kindheit zu tun. (Obwohl schon sehr junge Männer boxen, sogar professionell, und viele spätere Weltmeister mit vierzehn oder fünfzehn Jahren begannen. Mit sechzehn boxte Jack Dempsey, der sich ohne festen Wohnsitz im Westen herumtrieb, für wenig Geld in den Saloons, ohne Ringrichter, und es wäre nichts Besonderes gewesen, wenn er in einem dieser Kämpfe getötet worden wäre.) Wer bei Sportveranstaltungen zuschaut, erlebt das Gemeinschaftsgefühl wieder, das er aus der Kindheit kennt, und das ist das größte Vergnügen. Wer einem Boxkampf zuschaut, erlebt die mörderische Kindheit der menschlichen Rasse. Das erklärt die barbarische Wut, die Zuschauer von Boxkämpfen manchmal packt – wie zum Beispiel die hauptsächlich aus Hispaniern bestehende Menge, die mit lautem Jubel reagierte, als der Waliser Johnny Owen von dem mexikanischen Bantamgewichts-champion Lupe Pintor bewusstlos geschlagen wurde –, und es erklärt die Erregung, die aufkommt, wenn einer der Boxer anfängt, stark zu bluten.

Wenn Marvelous Marvin Hagler von Blut spricht, meint er natürlich sein eigenes.

Betrachtet man die Sache abstrakt, so ist der Ring eine Art Altar, einer dieser legendären Orte, an dem die Gesetze des Staates aufgehoben sind: Innerhalb des Rings, im Laufe einer offiziellen Drei-Minuten-Runde, ist es möglich, dass ein Mann von seinem Gegner getötet wird, aber ermordet wird er nicht. Was sich im Ring

abspielt, geschieht wie in einem jener alten Heiligtümer, die vor jeder Zivilisation existierten oder, um D.H. Lawrence zu zitieren, die es gab, ehe Gott als Liebe begriffen wurde.⁸ Sosehr sich der Vergleich mit einer heidnischen Zeremonie oder einem Sühneritus aufdrängt, so vergeblich sind solche Vergleiche. Denn welche Sühne hat man in einem Kampf geleistet, wenn man kurz danach wieder kämpfen muss und wieder ... und wieder? Der Boxkampf spiegelt die kollektive menschliche Aggressivität, diesen sich durch die Geschichte ziehenden Wahnsinn, der ohne Ende ist, und dieses Bild erschreckt, eben weil es so stilisiert ist.

*Ich sage es nicht gern, aber es ist wahr –
wenn der Schmerz kommt, mag ich es noch lieber.*

Frank «The Animal» Fletcher, ehemaliger Mittelgewichtsboxer

In den frühen Fünfzigerjahren, als mein Vater mich das erste Mal zu einem *Golden Gloves Tournament*⁹ nach Buffalo, New York, mitnahm, fragte ich ihn, warum die beiden jungen Männer miteinander kämpfen wollten, warum sie sich Verletzungen aussetzten. Als ob er damit etwas erklärte, sagte mein Vater: «Boxer spüren Schmerzen nicht wie wir.»

Schmerz kann, in gewissen Situationen, zu etwas anderem werden.

Ein Beispiel: Gene Tunneys einzige Niederlage im Laufe einer dreizehnjährigen hervorragenden Karriere war die gegen Harry Greb, der in Boxerkreisen den Ruf hatte, einer der gemeinsten Kämpfer zu sein, die es je

gegeben hatte. Greb war berüchtigt für seine Fouls – Tiefschläge, Kopfstöße, «halten und schlagen», Innenhandschläge, Daumen ins Auge drücken – und für seinen wilden Boxstil; seine Schläge schienen von überall her zu kommen. (Daher sein Beiname «Die menschliche Windmühle».) Greb starb jung, aber er war drei Jahre lang Weltmeister im Mittelgewicht und geraume Zeit eine aufsehenerregende Gestalt in Boxerkreisen. Nach dem ersten von mehreren Kämpfen mit Greb war der zweiundzwanzigjährige Tunney so schwer verletzt, dass er eine Woche im Bett liegen musste. Er hatte während des Kampfs, der über fünfzehn Runden ging, erstaunlich viel Blut verloren, einen halben Liter. Aber, wie Tunney einige Jahre später sagte:

Greb hat mich furchtbar zusammengeschlagen. Er brach mir das Nasenbein, vielleicht mit einem Kopfstoß. Er verletzte mich an den Augen und Ohren, vermutlich mit der Schnürung seiner Handschuhe ... Mein Gesicht war von der rechten Schläfe über Wange und Kinn bis fast zur anderen Wange hinauf geschwollen. Der Ringrichter war blutbespritzt, der ganze Ring war voller Blut ... Aber in diesem ersten Kampf, in dem ich meinen Titel im amerikanischen Halbschwergewicht verlor, lernte ich, wie ich Harry eventuell schlagen könnte. Ich hatte im Grunde Glück. Wenn wir in diesen Tagen Ringärzte gehabt hätten wie heute – die ihre Nasen in alles stecken, was im Ring passiert, und selbst die oberflächlichsten Verletzungen untersuchen –, hätte man diesen Kampf abgebrochen, bevor ich auch nur eine Chance gehabt hätte zu lernen,

wie ich Greb schlagen könnte. Möglicherweise hätte man nie wieder etwas von mir gehört – sicher sogar.

Man kann also sagen, dass sich Tunneys Karriere auf Schmerzen aufbaute. Ohne sie wäre er nie in eine Klasse mit Dempsey aufgerückt.

Tommy Loughran, Halbschwergewichtsmeister der Jahre 1927 bis 1929, war ein Boxer, der von anderen Boxern sehr bewundert wurde. Sein Zugang zum Boxen war – wie der Tunneys – sozusagen wissenschaftlich, als Erster studierte er den Stil seiner Gegner und entwarf Strategien für jeden Kampf, wie Boxer und Trainer es heutzutage ganz selbstverständlich tun. Loughran brachte in seinem Studio Spiegel an, damit er sich beim Training beobachten konnte, denn kein Boxer, sagte er, sieht sich je so, wie sein Gegner ihn sieht. Er sieht den Gegner, aber nicht sich selbst als Gegner. Das Geheimnis Loughrans war, dass er sich leicht die rechte Hand brach. So konnte er sie während des Kampfs nur einmal einsetzen: für den entscheidenden Treffer. «Ich musste meinen Gegner k.o. schlagen, meine Hand tat danach so weh, dass ich sie nicht mehr gebrauchen konnte. Mit meinem linken Haken konnte ich jeden zu Boden strecken, aber ich wagte nie, ihn einzusetzen, weil ich Angst hatte, erledigt zu sein, wenn ich mich an der linken Hand verletzte.»

Es ist interessant, dass beide, Tunney wie Loughran, sich, lange bevor sie es mussten, vom Boxen zurückzogen. Tunney wurde ein sehr erfolgreicher Geschäftsmann, Loughran ein sehr erfolgreicher Makler an der Wall Street. (Ich erwähne das, um der verbreiteten Mei-

nung entgegenzutreten, Boxer seien allesamt dumm, Analphabeten oder Säufer.)

Und dann gab es Carmen Basilio! Vor allem beliebt wegen seiner Risikofreudigkeit im Ring, seines Alles-oder-nichts-Stils. Basilio war von 1955 bis 1957 Weltmeister im Mittelgewicht und Weltergewicht. Stoisch und entschlossen setzte er sich bewusst Treffern aus, um dann seinerseits mächtvolle Schläge auszuteilen. Zuschauer staunten, was Basilio einzustecken vermochte, obwohl er selbst behauptete, nicht in dem Maß getroffen zu werden, wie die anderen das annahmen. Und wenn er getroffen wurde, und zwar schwer:

Die Leute verstehen nichts davon, wie es ist, wenn man von einem K.-o.-Schlag am Kinn getroffen wird. Das ist eine reine Nervensache. Man kriegt davon keine Gehirnerschütterung. Ich wurde einmal aufs Kinn getroffen (in einem Kampf gegen Tony DeMarco 1955). Es war ein linker Haken, der mich rechts traf. Und dann passiert Folgendes: Es renkt dir den Kiefer aus, der wird nach links geschlagen, und der Nerv dort lähmmt die gesamte linke Seite des Körpers, besonders die Beine. Mein linkes Bein zog sich zusammen, und ich ging fast zu Boden. Als ich in meine Ecke im Ring kam, hatte ich das Gefühl, zehn Zentimeter lange Nadeln im Fuß zu haben. Ich stampfte andauernd mit dem Fuß auf, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Und als der Gong ertönte, war die Sache o. k.

Basilio stammt, wie LaMotta, Graziano, Zale, Pep, Saddler, Gene Fullmer, Dick Tiger und Kid Gavilan,

aus der rauen Ära des Boxens. Es war eine Zeit, in der ein Ringrichter ein Auge zudrückte oder sich zum mindesten nicht groß einmischte, wenn zwei Boxer sich nicht an die Regeln hielten.

Über Muhammad Ali auf dem Höhepunkt seiner Karriere sagte Norman Mailer: «Er schien von der Voraussetzung auszugehen, dass es obszön sei, getroffen zu werden.» Aber in den Kämpfen gegen Ende seiner Karriere, wie zum Beispiel dem gegen George Foreman in Zaire, war sogar Muhammad Ali bereit, sich treffen und verletzen zu lassen, um seinen Gegner zu besiegen. Aggressiv auftretende Boxer – wie Jake LaMotta, Rocky Graziano, Ray Mancini – haben gar keine andere Wahl, sie müssen fürchterliche Schläge einstecken, um sich auch nur einen kleinen Vorteil zu erkämpfen (und auch der ist nicht immer sicher). Und zweifellos setzen sich manche Boxer Verletzungen aus, um eine Schuld zu sühnen, in einer Art dostojewskischem Austausch von körperlichem Wohlbefinden gegen ein ruhiges Gewissen. (Man lese dazu nur Jake Lamottas Autobiografie *«Raging Bull»*.) Boxen ist eher eine Sache des Geschlagenwerdens als des Schlagens, und es geht mehr darum, Schmerz, und selbst schwerste psychische Ausfallerscheinungen, auszuhalten, als zu gewinnen. An den «tragischen» Karrieren beliebig vieler Boxer sieht man deutlich, dass sie den Schmerz im Ring der Schmerzlosigkeit des Alltagslebens vorziehen. Wenn ein Boxer nicht zuschlagen kann, so kann er doch getroffen werden, und dann weiß er wenigstens, dass er noch am Leben ist.

Man könnte sagen, das Wichtigste am Boxen sei der Körper, ein Körper, der fähig ist, gegen andere trainierte

Körper zu kämpfen. Nicht das öffentliche Schauspiel oder der Kampf selbst, sondern das rigorose Trainingsprogramm, das vor jedem Kampf kommt, verlangt die härteste Disziplin, und am Training liegt es, wenn ein Boxer physisch oder psychisch versagt. (Wenn ein Boxer älter wird, bekommt er immer jüngere Sparringspartner, der Kampf selbst wird zusehends verzweifelter.)

Was dieses Training anbelangt, gibt es eine gewisse, wenn auch indirekte und einseitige Verwandtschaft zwischen dem Künstler und dem Boxer. Es ist dieselbe fanatische Unterwerfung der eigenen Persönlichkeit unter ein selbst gewähltes Schicksal. Man könnte das zeitgebundene öffentliche Spektakel eines Boxkampfes (der schmähliche fünfundvierzig Sekunden kurz sein kann – ein Titelkampf zumindest stellte diesen Rekord einmal auf!) mit der Veröffentlichung eines Buches vergleichen. Was an diesem Prozess «öffentlicht» ist, ist allein das letzte Stadium, dem eine langwierige, mühsame, erschöpfende und oft zur Verzweiflung treibende Zeit der Vorbereitung vorausgeht. Tatsächlich ist einer der Gründe für die Anziehung, die das Boxen auf sehr ernst zu nehmende Schriftsteller (von Swift, Pope, Johnson über Hazlitt, Lord Byron, Hemingway bis zu Autoren unserer Tage wie Norman Mailer, George Plimpton, Ted Hoagland, Wilfrid Sheed, Daniel Halpern und andere)¹⁰ häufig ausübt, die Systematik, mit der man bei diesem Sport lernt, Schmerzen zu ertragen, um ein Ziel, ein Lebensziel, zu erreichen: die willentliche Verwandlung der Empfindung, die wir als Schmerz kennen (als physischen, psychischen, emotionalen Schmerz), in ihr genaues Ge-

genteil. Wenn dies Masochismus ist – und ich bezweifle, dass es nur simpler Masochismus ist –, dann braucht es dazu auch Intelligenz, List und strategisches Talent. Es ist ein Akt vollendetcr Selbstbestimmung – die dauernde Wiederherstellung der Parameter des eigenen Selbst. Um zu akzeptieren, ja sogar herauszufordern, was einer, der seine fünf Sinne beisammenhat, normalerweise vermeidet – Schmerz, Demütigung, Verlust, Chaos –, muss man den gegenwärtigen Augenblick als gewissermaßen bereits vergangen erleben. Hier und jetzt sind dann nur Aspekte von dort und dann: Der Schmerz herrscht jetzt, aber er wird unter Kontrolle gebracht, und das ist Teil des späteren Triumphs. Und selbst der Schmerz durchläuft eine wunderbare Verwandlung, weil er in einem bestimmten Zusammenhang steht. Man könnte sagen, dass «Zusammenhang» eigentlich alles ist.

Der Schriftsteller George Garrett, der vor einigen Jahrzehnten ein Amateurboxer war,¹¹ erinnert sich an sein Training:

Ich lernte einiges ... über die Bruderschaft der Boxer. Die Gründe, aus denen heraus die Leute mit diesem brutalen und oft selbstzerstörerischen Sport anfingen, waren vielfältig, meist waren sie höchst antisozial und grenzten ans Psychotische.

Die meisten der Kämpfer, die ich kannte, waren tief verletzte Persönlichkeiten, die ein überwältigendes Bedürfnis hatten, andere ebenfalls zu verletzen, auch wenn sie ihr eigenes Leben dabei aufs Spiel setzten. So begannen sie. In fast allen Fällen verlangte der Sport dann so viel Selbstdisziplin und Können, erforderte